

Schlötters „Beweise“: Zirkelschluss und neue Rätsel

Jayin Thomas Gehrman

Über das Buch von Peter Schlötter¹ „Vertraute Sprache und ihre Entdeckung. Systemaufstellungen sind kein Zufallsprodukt – der empirische Nachweis“ habe ich mehrere, stets wohlwollende bis begeisterte Kommentare gelesen. Nicht immer machten diese aber den Eindruck, dass ihre Verfasser Schlötters Studie auch gründlich gelesen hätten. So meint mancher, wie zum Beispiel Wilfried Nelles, „dass Schlötter einwandfrei belegt, dass die Stellvertreter reale Aussagen über ein System machen“.² Doch das stimmt so nicht.

Das behauptet nicht einmal Schlötter selbst. Er sagt nur, wie es auch im Untertitel des Buches heißt, dass die Aussagen der Stellvertreter „kein Zufallsprodukt“ sind. „Reale Aussagen über ein System“ überhaupt nur als Möglichkeit zu erwägen, das dürfte für einen (konstruktivistischen) Systemiker im Kielwasser von Simon und Varga von Kibéd schon viel zu weit gehen. Da kommen Eiertänze heraus wie dieser Satz: „Erst das irgendwie geartete Einverständnis des Klienten macht aus der Aussage eines Stellvertreters mit einer gewissen Berechtigung etwas ‚Gewusstes‘“ (Schlötter, S. 197).

Dass also Peter Schlötter „einwandfrei“ nachgewiesen habe, dass die Stellvertreter reale Aussagen über ein System machen, ist ein *Missverständnis*. So gern ich Nelles bestätigen würde: Das steht da nicht drin! Und das ist auch gar nicht Schlötters Thema. Der Nachweis im Labor-

versuch, dass die Wahrnehmungen von Stellvertretern in Aufstellungen nicht zufällig sind, ist ihm nur Mittel zum Zweck, nämlich diese Frage zu überprüfen:

„Gibt es eine allgemeingültige nichtverbale Sprache der Stellung von Personen zueinander im Raum, die Menschen tendenziell verstehen und anwenden können?“ (S. 15) Das ist Schlötters Forschungshypothese! Freilich ist es nicht wirklich eine Frage. Dass Aufstellungen solch eine „allgemeingültige nichtverbale Sprache“ seien, davon geht er aus, und das meint er auch bewiesen zu haben. Er behauptet, mit seiner Arbeit sei „der empirische Nachweis erbracht, das den in SysA [Systemaufstellungen] auftretenden Personen- oder Figurenkonstellationen von beliebigen natürlichen Personen tendenziell ein einheitlicher Sinn zugewiesen wird. So können wir heute SysA begründet als eine Art Zeichensprache oder Zeichensystem auffassen“ (S. 203).

Sinnzuweisung und Projektion

Schlötters Formulierungen sind manchmal dermaßen geschraubt, dass ich sie mir beim Lesen selbst in verständliches Deutsch übersetzen muss. Steht da, die Stellvertreter in Aufstellungen würden der Konstellation einen einheitlichen

Sinn zuweisen, dann lese ich stattdessen: „Sie empfinden und äußern sich alle ähnlich.“ Aber halt – bedeutet das denn das Gleiche?

Keineswegs! Sinn zuweisen, das heißt eben nicht: „Ich nehme dies oder jenes wahr“, sondern: „Ich sehe etwas und beschließe der Meinung zu sein, dass das, was ich sehe, diese oder jene Bedeutung hat. Ich nehme eine Mitteilung wahr und ich deute sie.“ Wenn das eine zutreffende Beschreibung für das Stellvertreterphänomen wäre, dann könnte man sagen, Aufstellungen seien eine Art Zeichensprache. Ich halte das jedoch für Unsinn.

Nicht nur die Sprache ist geschraubt, auch der Sinn ist verdreht. Das zeigt sich deutlich an anderer Stelle. Da schreibt Schlötter zu den Figuren, die er in seinen Versuchen verwendet: Es ist „vorteilhaft, wenn das Gesicht so menschenähnlich wie möglich ist, ohne Neutralität zu verlieren, so dass es als eine Projektionsfläche unterschiedlichste Zuschreibungen ermöglicht“ (S. 36). Projektionsfläche? Wenn ich als Stellvertreter eine Regung bei einem anderen Stellvertreter wahrnehme – projiziere ich das? Sind das meine eigenen Vorstellungen, die ich in Selbsttäuschung jemand anderem zuschreibe?

Der Autor berichtet von mehreren Versuchspersonen, die „ein Mienenspiel der Figuren imaginierten“, etwa: „... und der lächelt jetzt, das hat er vorhin noch nicht.“ Ziemlich sicher hat die Schaufensterpuppe keine Miene verzogen, und doch hat der eine lebendige, menschliche Stellvertreter, die Versuchsperson, eine Regung wahrgenommen. Ziemlich merkwürdig!

Allerdings weiß jeder, der Einzelarbeit mit Figuren macht, dass man an leblosen Figuren Emotionen, Absichten etc. wahrnehmen kann. Und die müssen nicht lebensgroß mit möglichst menschenähnlichen Gesichtszügen sein, Kaffeetassen reichen völlig. Wenn ich also an einer Kaffeetasse wahrnehme, sie (beziehungsweise die Person, für die sie steht) wird jetzt ziemlich wütend – heißt das, dass ich *meine eigene* Wut an dieser Kaffeetasse wahrnehme? Das wäre jedenfalls die Bedeutung des Projektionsbegriffes, und das widerspricht radikal der Auffassung, dass Stellvertreter in einer Aufstellung so denken und fühlen wie wirklichen Personen, für die sie stehen. Selbst wenn man Schlötters eigener, vorsichtig formulierter Auffassung folgt, die Äußerungen der Stellvertreter seien „spezifisch für den Lebenszusammenhang des Falleinbringers“, passt das einfach nicht. In der Ideenwelt der konstruktivistischen Systemiker mag es sinnvoll erscheinen, hier von Projektion zu reden, aber sonst ist es einfach nur absurd.

Die Versuche

Schlötter fordert: „Eine wissenschaftliche Untersuchung muss damit beginnen zu untersuchen, inwieweit es sich tatsächlich um *regelmäßig beobachtbare Erfahrungen* han-

delt. Und dieses kann nur dann gelingen, wenn eine irgendwie geartete Wiederholung des beschriebenen Phänomens gelingt“ (S. 13). Das beschriebene Phänomen teilt sich in zwei „Basisphänomene“ der Aufstellungsarbeit:

1. Die Äußerungen der Stellvertreter in Aufstellungen werden nicht als zur Person des Stellvertreters gehörig angenommen, sondern als spezifisch für die „Aufstellungskonstellation“;
2. sind sie, darüber hinausgehend, spezifisch für den Lebenszusammenhang des Falleinbringers. Oder, in Schlötters Diktion, sie sind nicht, sie werden so angenommen.

Ich frage mich: Welchen Sinn sollte es haben, die Wahrnehmung von Stellvertretern der „Aufstellungskonstellation“ *als solcher* zuzuschreiben, ohne den konkreten Fall eines Klienten, der hier erst im zweiten „Basisphänomen“ vorkommt? Für Schlötters Versuch jedoch, Aufstellungen als „nichtverbale Sprache“ zu verstehen, müsste die Wirkung tatsächlich von der abstrakten Form der Aufstellung ausgehen.

Um also diese scheinbar zwei Basisphänomene als regelhaft beobachtbare Erfahrungen nachzuweisen, gelingt Schlötter in der Tat diese Wiederholung. Dazu rekonstruiert er entweder nur das Ausgangs- oder auch das Schlussbild einer wirklichen Aufstellung mit künstlichen Figuren: knapp schulterbreiten Säulen mit einem künstlichen, vermutlich Styroporkopf obendrauf, ungefähr so hoch wie erwachsene Menschen.

Versuchspersonen, welche über die ursprüngliche Aufstellung fast nichts wissen, stellen sich nun nacheinander auf die Plätze der Figuren, nehmen wahr, was es wahrzunehmen gibt. Aus den Aussagen der (im gegebenen Falle vier) Stellvertreter der Originalaufstellung hatte Schlötter typische Aussagen kondensiert, etwa: „Das ist die Person, der die anderen ziemlich egal sind.“ Die Aufgabe für die Versuchsperson war nun, gemäß ihrer eigenen Wahrnehmung in der Versuchsaufstellung die passende von vier Aussagen der richtigen Figur zuzuordnen. Dazu gab es noch die Optionen „Ich spüre deutlich etwas anderes“ und „Ich spüre nirgends etwas“ (S. 66 ff.). Also: vier plus zwei Möglichkeiten für vier Stellvertreter.

Blind zugeordnet wäre die mathematische Trefferwahrscheinlichkeit 1:5 oder 20 Prozent. Gemessen daran sind die Ergebnisse von circa 20, 30, 40 und 60 Prozent richtiger Zuordnungen pro Figur (S. 57) ganz ordentlich, sodass Schlötter auch findet, was er finden will, nämlich dass die Zuordnungen keine Zufälle sind. Sehr schön, obwohl ich diese Quoten nicht wirklich eindrucksvoll finde: Nur in einem von vier Fällen gab es mehr richtige als falsche Zuordnungen.

Schlötter hat noch eine andere Rechenweise parat, nämlich: Wie oft landet welche Zuschreibung bei welchem Stellvertreter, da sieht das Ergebnis anscheinend etwas

günstiger aus. Ich muss zugeben, dass ich von quantitativen Untersuchungen nicht viel verstehe, und hoffe, ein kompetenterer Rezensent als ich werde diesen Teil des Buches prüfen. Sicher mindert die (aus versuchstechnischen Gründen nötige) holzschnittartige Vereinfachung von Stellvertreterwahrnehmungen deren Eindeutigkeit: Ein Satz wie „Die Anderen interessieren mich nicht“ trifft, mehr oder weniger, auf mehrere, vielleicht sogar auf alle Positionen zu.

Die „Basisphänomene“ und das 6-Schritte-Schema

Es sind aber nicht wesentlich Schlötters Berechnungen, die mich irritieren, sondern etwas anderes. Ich erinnere hier noch einmal daran, dass er in die sogenannten Basisphänomene, die es zu beweisen gälte, das *Ergebnis bereits in die Vorannahme eingebaut* hatte, nämlich dass die Äußerungen der Stellvertreter „spezifisch (seien) bezüglich der konkreten Aufstellungskonstellation“, das heißt: dass sie etwas zum Ausdruck bringen, was zur Geometrie der Standorte der Stellvertreter im Raum gehört.

Des Weiteren beschreibt Schlötter eine schematische Abfolge von sechs Schritten, in denen der „Prozess einer SysA“ verläuft, „so wie der genannte Prozess in dieser Studie behandelt wird. (...) 1. Der Klient wird gebeten, kurz sein Anliegen oder Problem zu schildern (...). 2. Der Klient sucht unter den anwesenden Personen Stellvertreter (...) aus und führt sie jeweils an einen von ihm gewählten Ort (...)“, danach, 3., „stehen alle (...) in *bestimmten* Abständen voneinander und in *bestimmten* Blickrichtungen/Winkelstellungen zueinander (...), 4. werden die Stellvertreter aufgefordert, ihre Befindlichkeit als Repräsentanten zu artikulieren. (...) 5. sucht die Aufstellungsleitung zusammen mit den Stellvertretern nach einer/der ‚guten Lösung‘. (...) 6. In diese Lösungsaufstellung wird nun der Klient in der Regel hineingenommen, (...) um die Lösung unmittelbar selbst wahrzunehmen“ (S. 17 ff.).

Manchmal, wenn ich eine Aufstellung anleite, mache ich es in der Tat genau so, wie Peter Schlötter es da beschrieben hat. So habe ich es auch gelernt. Das ist das klassische, „alte“ Familienstellen. Aber es geht auch anders. Ich kann 1. eine Aufstellung anleiten, ohne dass der Klient sein Anliegen ausspricht, ich kann 2. als Leiter die Stellvertreter bestimmen oder sie sich selbst nennen lassen, ich kann sie 3. ihren Platz selber finden lassen, ich kann 4. in völligem Schweigen arbeiten, ich muss 5. nicht unbedingt nach einer Lösung suchen, und 6. kann ich den Klienten in die Aufstellung hineinnehmen oder auch nicht. Nicht ein einziger der genannten sechs Schritte ist notwendig.

Folgenreiche Beschränkung I

Wie jedes Schema enthält auch dieses einige Vereinfachungen. Schlötters Beschränkung auf gerade *dieses* Modell fußt auf genau denjenigen Vereinfachungen, die nötig

sind, damit seine Arbeitshypothese nicht beschädigt wird. Am Ende des Buches (S. 191 f.) tauchen diese Schritte nämlich wieder auf, und zwar in einer konstruktivistisch-systemischen Deutung, in der alle sechs Schritte entweder „Information & Mitteilung“ sind, nämlich wenn der Klient den Stellvertretern Positionen zuweist, oder aber „Verstehen“, wenn nämlich die Stellvertreter etwas wahrnehmen. Das heißt dann bei Schlötter: „Die Stellvertreter verstehen diese Informationen, und zwar signifikant gleichsinnig.“ Sicher, das kann man so deuten. Aber man kann es auch lassen. Diese Deutungen ergeben sich keineswegs zwingend, sondern bleiben willkürlich. Wenn Schlötter behauptet: „In unserer Forschungsarbeit ist es gelungen, empirische Nachweise für die These zu liefern, bei SysA handele es sich um eine (transformierte) Sprache“ (S. 198), dann muss ich schon fragen: Wo denn?

Er behauptet, er habe bewiesen, aber ich finde keinen Beweis. Für seine Deutung, die Stellvertreter würden „Sinn zuweisen“, habe ich nirgendwo eine Stelle gefunden, an der er diese Annahme irgendwie aus einer Erfahrung abgeleitet hätte. Es ist nichts da. Da stellt sich schon die Frage, was Schlötters enormer Aufwand für empirische Untersuchung eigentlich wert ist.

Das Ergebnis muss für ihn von vornherein festgestanden haben: Schon bei den Überlegungen für die Versuchsanordnungen spricht er davon, „die untersuchte nichtverbale Sprache (sei) möglicherweise abhängig vom Kulturkreis, in dem eine Person aufgewachsen ist“ (S. 47) – als ob bereits entschieden sei, dass es sich bei Aufstellungen um eine nichtverbale Sprache handelt! Die Versuche prüfen nur die Wiederholbarkeit des Phänomens, aber sie erklären es nicht.

Versuch mit Lösungsbild

In einer Versuchsvariante suchten die Testpersonen auch einen „guten Platz“ für den Protagonisten³. In einer Vorabdiskussion erörtert Schlötter, welches Stellen in der Konstellation für den Protagonisten optimal und welche „als quasi ‚unmögliche‘ Bereiche angesehen“ werden müssten (S. 106 ff.). Diesen Einschätzungen stimme ich zu, soweit der Fall dargestellt ist. In der Auswertung des Versuches kommt Schlötter zu dem Schluss: „Dieses Versuchsergebnis wirft somit keinerlei grundlegenden Zweifel am tendenziell einheitlichen Verständnis der Stellungssprache auf“ (S. 170).

Das ist mal wieder ein Fall, wo Schlötter die tendenziell einheitliche Platzwahl der Stellvertreter zum „tendenziell einheitlichen Verständnis der Stellungssprache“ zurechtbiegt. Aber, was heißt hier eigentlich „tendenziell einheitlich“? Die grafische Darstellung der von den circa 70 Versuchspersonen insgesamt gewählten Positionen zeigt, dass die kritischen Zonen tatsächlich vermieden wurden und dass sich in der optimalen Zone immerhin 14 tummeln, also 20 Prozent.

Schlötter sagt dazu: „Dies allein genügt bereits, um die Aussage treffen zu können, dass natürliche Personen gegenüber derartigen Konstellationen nicht gleichgültig sind“ (S. 164). Worauf auch immer die Testpersonen in der Versuchsaufstellung reagieren – sie sind demgegenüber „nicht gleichgültig“. Das klingt doch etwas anders als etwa Nelles' euphorische Einschätzung, „dass Schlötter einwandfrei belegt, dass die Stellvertreter reale Aussagen über ein System machen“.

Dass Schlötter selbst sich, wenigstens an dieser Stelle, so viel vorsichtiger ausdrückt, ist wohlbegründet. Welches „Verständnis der Stellungssprache“ soll das denn sein, wenn die Versuchspersonen insgesamt, gewissermaßen als Gruppe, die sie nie zeitgleich waren, so etwas wie einen deformierten Kreis bilden, mit zwei Lücken und einer Verdichtung in der Nähe der optimalen Stelle? Hieß es nicht, die Stellvertreter stünden „alle (...) in *bestimmten* Abständen voneinander und in *bestimmten* Blickrichtungen/Winkelstellungen zueinander“ (Hervorhebungen von Schlötter)?

Die große Mehrheit der Versuchspersonen orientiert sich auf die abstrakte geometrische Mitte des Systems, wenn auch nicht gerade sehr bestimmt. Und indem sie auf einer weiten imaginären Kreislinie stehen, haben sie natürlich die unterschiedlichsten Abstände, Blickrichtungen und Winkelstellungen in Bezug auf alle anderen beteiligten Personen! Wird denn im Schlussbild der Aufstellung eine andere „Stellungssprache“ gesprochen als in der Ausgangskonstellation?

Wo ist der Beweis?

Schlötter zitiert R. Sheldrake: „Der Begriff der morphogenetischen Felder ist zwar in der Biologie weitgehend anerkannt, aber niemand weiß, was diese Felder sind oder wie sie funktionieren“ (S. 184 f.) und setzt dem entgegen: „Wir hingegen verifizieren einen Zusammenhang zwischen systemischen Bedeutungsproduktionen von Menschen und bestimmten räumlichen Konstellationen von Personen“ (S. 186). Hein?⁴

Als Laie, dem Wortungetüme wie „Bedeutungsproduktion“ eher fremd sind, würde ich das so übersetzen: „Wir beweisen, dass die Art, wie Menschen im Raum zueinander stehen, bei ihnen zu Ideen führen, was diese Konstellation zu bedeuten hat.“ Dass er das täte, behauptet der Autor zwar immer wieder, allein, die Beweisführung, dass seine Deutung des Stellvertreterphänomens gültig sei, bleibt er schuldig. Mir ist bei der Lektüre seines Buches keine einzige Ableitung seiner These begegnet, die über den anfänglichen Hinweis (S. 5) hinausginge, dass eine Formel wie „Meine Eltern stehen hinter mir“ nicht nur eine Ortsangabe darstellt, sondern einen übertragenen Sinn hat, eine Metapher ist.

F. B. Simon

Schlötters Doktorvater, Prof. Dr. Fritz B. Simon, verdichtet auf dreieinhalb Seiten Vorwort die Trugschlüsse der Untersuchung. Zunächst lässt er das Buch mit den Worten „Die sogenannte ‚Aufstellungsarbeit‘ ...“ beginnen. Kaum wird er inhaltlich, behauptet er sofort: „Es handelt sich um ein Verfahren, bei dem Individuen ihr Erleben von komplexen Beziehungsmustern durch räumliche Metaphern illustrieren“ (S. I). Ja, wenn Aufstellungsarbeit nicht mehr wäre als das, dann würde Simon mit Recht von der „sogenannten ‚Aufstellungsarbeit‘“ sprechen.

„Wenn etwa das Mitglied einer Familie oder Arbeitsgruppe sein inneres Bild der dort bestehenden interpersonellen Beziehungen ‚aufstellt‘, ist das überraschende und erklärungsbedürftige Ergebnis, dass viele Menschen an den Positionen, auf die sie gestellt werden, Erfahrungen machen – wie sie durchaus glaubhaft behaupten –, die ihnen als Personen sonst fremd sind. Offenbar – so die Folgerung oder zumindest die Hypothese – bestimmt die Position innerhalb des jeweils repräsentierten Beziehungsgefüges das Erleben des Stellvertreters, und nicht seine individuelle Vorgeschichte, Persönlichkeitsstruktur, Erfahrungslage oder Motivation“ (S. II).

Den ersten Satz kann jeder bestätigen, der Erfahrung mit Aufstellungen hat: Die Wahrnehmungen der Stellvertreter mögen in ihrem Ausdruck von der Persönlichkeit des jeweiligen Stellvertreters eingefärbt sein, aber sie gehören nicht zu seiner Person. Das heißt aber noch lange nicht, dass es dann die Position des Stellvertreters in einer Konstellation sein müsste, die das Erleben des Stellvertreters bestimmt.

Was tut Simon hier? Zunächst schlägt er für einen „überraschenden und erklärungsbedürftigen“ Sachverhalt zwei Alternativen zu dessen Erklärung vor. Dann findet er, dass die eine davon unzutreffend sei, verwirft sie und findet weiter, dass dann eben die andere zutreffen müsse. Ist das eine wissenschaftliche Argumentation?

Selbstverständlich könnte es ganz andere Erklärungen geben, die Simon (und Schlötter ebenso) gar nicht erst in Betracht zieht, weil er es auch nicht will: „Es bedarf nicht abseitiger Deutungen, um das Phänomen – falls es denn eines sein sollte – zu erklären. Denn auch wenn in unserer Alltagssprache zwischenmenschliche Beziehungen charakterisiert werden, greifen wir meist auf Metaphern des Raums und des Blicks zurück: ‚Jemand steht einer anderen Person nahe‘, ‚würdigt sie keines Blicks‘ [etc.]. Wird diese metaphorische Ebene in einer Aufstellung in Szene gesetzt, so könnten auch Fremde in der Lage sein, diese Situationen ‚zu lesen‘“ (S. II).

Die Floskel „das Phänomen – falls es denn eines sein sollte“ müsste mir erst jemand erklären; ich verstehe sie nicht. Der Rest hingegen ist eher einfach. Offenbar ist für Simon alles

abwegig, was nicht auf sein Deutungsmuster „Inszenierung eines inneren Bildes mit räumlichen Metaphern“ hinausläuft.

Der Zirkelschluss

Simon erlaubt sich daraufhin die Schlussfolgerung: Wären Aufstellungen „eine Form der Sprache, die auch von anderen als den direkt Betroffenen verstanden werden kann“, dann könnten auch Fremde, in eine ihnen unbekannt Position innerhalb eines Beziehungsnetzes gestellt [das heißt: als Stellvertreter in eine Aufstellung gestellt], die Situation des realen Inhabers der jeweiligen Position verstehen und sich in seine Lage und Sicht einfühlen, denn die Stellung in der Beziehung bestimmt das Erleben“ (S. II f.).

Dieses „Wenn-dann“ ist wieder nichts als ein rhetorischer Trick: Wenn A zuträfe, müsste B folgen. B ist eine Tatsache? Dann ist auch A eine Tatsache. Wenn am Oberlauf eines Flusses Schneeschmelze wäre, müsste im Unterlauf der Wasserstand steigen. Der Wasserstand steigt? Dann ist Schneeschmelze! Auch wenn August ist und schon lange keine Schnee mehr liegt ...

Scheinbar kritisch fordert Simon: „Will man dies nicht als Glaubenssätze akzeptieren, sondern als Hypothese wissenschaftlich überprüfen, so besteht der erste Schritt in einer ‚harten‘ wissenschaftlichen Auseinandersetzung.“ Bei näherer Betrachtung und im gegebenen Kontext ist das die Einladung: Beweis mir, dass in einer Aufstellung Fremde „die Situation des realen Inhabers der jeweiligen Position verstehen“, und ich sehe es als erwiesen an, dass Aufstellungen „eine Form der Sprache“ sind. Schlötter hat diese Einladung angenommen.

Folgenreiche Beschränkung II

Ich habe oben ausgeführt, dass Schlötters Beschränkung auf das Modell des klassischen Familienstellens hilfreich ist, damit er bestätigt finden kann, was er bestätigt haben will. Und ich habe behauptet, dass andere Modelle, eine Aufstellung zu leiten, seiner Hypothese widersprechen würden. Das möchte ich noch ausführen.

Diese Beschränkung zeigt sich bereits in einem „abseitigen“ Teil der Arbeit, nämlich dem Literaturverzeichnis. Ja, auch ich gehöre zu den Leuten, die bisweilen erst mal dort hineinschauen, bevor sie anfangen, den Text zu lesen. Und was ist mir dabei aufgefallen? Dass ich unter 57 gelisteten Titeln nur ein Dutzend gefunden habe, die sich auf die Aufstellungsarbeit beziehen, darunter einen einzigen von Bert Hellinger, und das ist ein Text aus dem Internet, den ich heute, im Mai 2007, dort nicht mehr finde.

Auch das kann man als „Zeichensystem“ oder „Sprache“ verstehen, und jeder mag selbst folgern, was Schlötter uns

(oder seinem Doktorvater) damit mitteilt. Wäre er in seinen Überlegungen weniger Simon gefolgt und mehr Hellinger, hätte er zum Beispiel dies finden können:

„Ich hatte vor Kurzem so ein Beispiel: Da hat ein Mann sein System aufgestellt. Danach hat seine Frau das System ganz anders aufgestellt. Die Gefühle der Teilnehmer waren aber bei den beiden Aufstellungen genau die gleichen. Es gibt natürlich auch Verfälschungen bei den Aufstellungen. Wenn zwei das gleiche System aufstellen, kann man aber sofort unterscheiden, wer von den beiden näher an der Wirklichkeit ist und wer das Bild durch ein persönliches Ziel oder Anliegen verfälscht. Aber auf die Präzision im Detail kommt es ohnehin nicht an.“⁵

Beim Aufstellen, wo angeblich die Positionierung der Stellvertreter mit „bestimmten Abständen voneinander und in bestimmten Blickrichtungen/Winkelstellungen zueinander“ ein eindeutiges, lesbares Zeichenmuster bildet, kommt es laut Hellinger „auf die Präzision im Detail nicht an“. Hellinger widerspricht damit ausdrücklich und unmissverständlich der Annahme, dass es die Position des Stellvertreters in der Konstellation ist, welche die Wahrnehmungen der Stellvertreter erzeugt.

Ich kenne Arbeitsweisen, bei denen sich Stellvertreter selbst aufstellen, wenn sie sich „gerufen“ fühlen. Keine anwesende Person, weder der Falleinbringer noch der Aufstellungsleiter, gibt ihnen eine Position oder irgendwelche Informationen. Es gibt keine Vorgaben in irgendeiner verbalen oder nonverbalen Sprache, die sie „lesen“ und verstehen könnten. Und die Aufstellung funktioniert trotzdem.

Oder als Aufstellungsleiter bitte ich jemanden, sich in die Mitte des Raumes zu stellen, auch zunächst ganz alleine. Da gibt es keine Beziehungsstruktur, keine „räumliche Metapher“, und die Aufstellung nimmt trotzdem ihren Gang. Ich würde sagen: Damit ist die ganze Hypothese von der Systemaufstellung als nonverbale Sprache mit einem Streich vom Tisch.⁶

Ist deswegen Schlötters ganze Arbeit umsonst? Schwer zu sagen. Herr Simon wird sich sicher gefreut haben, dass „die sogenannte ‚Aufstellungsarbeit‘ ...“, das Verfahren mit dem „esoterischen Touch“ (S. II), endlich auf etwas für ihn Harmloses reduziert worden sei, auf eine „vertraute Sprache“, wie Schlötters Buch im Titel heißt.

Ich kenne niemanden, der jemals eine Aufstellung beobachtet hat und trotzdem ernsthaft behauptet, die Wahrnehmungen der Stellvertreter seien zufällig. Aufsteller könnten ohne grundsätzliches Vertrauen in die Stellvertreterwahrnehmung überhaupt nicht arbeiten. Was die Untersuchung mit enormem Aufwand beweist, ist für die Praxis völlig irrelevant. Wenn Simon behauptet, wie es die Verlagswerbung betont, Schlötters „Ergebnisse (seien) für die Praxis von hoher Relevanz“, dann frage ich mich nur ein

weiteres Mal, ob Fritz B. Simon der Mann ist, der kompetent etwas über die Aufstellungsarbeit mitzuteilen hätte.

Gut die Hälfte von Schlötters Buch ist der Frage gewidmet, ob das Untersuchungsverfahren den Anforderungen wissenschaftlicher, selbst ingenieurwissenschaftlicher Kriterien gerecht wird. Ich weiß nicht, warum ihm das dermaßen wichtig ist, aber anscheinend kann man ihm in dieser Hinsicht zu einem Erfolg gratulieren. Und durch einen Versuch, Aufstellungen unter Laborbedingungen durchzuführen, hat die Studie doch auch etwas gebracht, nämlich ein weiteres großes ungeklärtes Rätsel:

Wie ist es möglich, dass eine lebendige Aufstellung in einer geronnenen Form konserviert und immer wieder neu in einen lebendigen Aufstellungsprozess überführt werden kann? Der originale Beratungsprozess hat ja stattgefunden, eine Lösung ist gefunden und angenommen worden. Trotzdem ist es im Laborversuch möglich, in die Vergangenheit zurückzukehren, als das Problem noch eines war, und erneut an seiner Lösung zu arbeiten, noch mal, noch mal, zweihundertmal. Man könnte, abgewandelt, mit Sheldrake sagen: Dass solche Wiederholungen möglich sind, ist weitgehend anerkannt, aber niemand weiß, was da eigentlich passiert, wie und warum.

Bert Hellinger schreibt: „Nehmen wir mal Heraklit, einer der ganz Großen natürlich. Er sagt einfache Sätze mit weitreichender Wirkung, wenn wir sie wirklich erfassen. Zum Beispiel der Satz: ‚Alles fließt.‘ Was das bedeuten kann, habe ich vorher am Beispiel der Entwicklung des Familienstellens etwas erläutert. Oder der Satz: ‚Niemand steigt zweimal in denselben Fluss.‘ Niemand macht zweimal die gleiche Aufstellung zum Beispiel. Das gibt es nicht. Das bedeutet auch: Was immer einer über das Familienstellen gelernt hat, hilft ihm im konkreten Fall wenig, weil der Fluss, den er vorher betrachtet hat und den er sich gemerkt hat, bereits weitergeflossen ist. Also, aus diesem einfachen Satz und dieser einfachen Erkenntnis ergeben sich weittragende Folgerungen.“

Auf mich wirkt das, als würden Schlötter/Simon und Hellinger zwei verschiedene Sprachen sprechen. Heraklit oder Dubbels Taschenbuch für den Maschinenbau – ich sehe nicht, wo das beides zusammenkommt. Aber das ist nicht etwa die Scheidelinie „entweder Hellinger oder Wissenschaft“. Hellinger hat seine eigene Idee von Wissenschaft, und die meint etwas anderes⁷. Schlötter (von Simon ganz zu schweigen) bezieht sich auf eine herkömmliche Vorstellung von Wissenschaft.

Für eine Dissertation, so habe ich es mir mal hinter die Löffel schreiben müssen, braucht es zehn Prozent Inspiration und 90 Prozent Transpiration. Ein bisschen Genie und viel, viel Fleiß. Nun, das erfüllt Schlötter. Auf die Idee, Aufstellungen im Laborversuch zu wiederholen, muss man erst einmal kommen, und die Menge Arbeit, die in seiner Untersuchung steckt, ist beeindruckend. Allein, auch zu

Fleißigen kommt die Weisheit nur vielleicht. Schlötter jedenfalls bleibt den Nachweis schuldig, den Maßstäben einer (herkömmlichen) wissenschaftlichen Argumentation und Beweisführung zu genügen.



Jayin Thomas Gehrmann, geb. 1952. Volkskundler, Psychohistoriker, Dipl.-Supervisor; Familiensteller seit 1999; wohnt in Kassel. Verschiedene Veröffentlichungen zur Aufstellungsarbeit sind nachzulesen unter:

www.ism-clausthal.de (unter: „Verschiedenes“) oder:
www.aufstellungspraxis.de.

Anmerkungen

- ¹ Peter Schlötter, *Vertraute Sprache und ihre Entdeckung. Systemaufstellungen sind kein Zufallsprodukt – der empirische Nachweis.* Heidelberg 2005. Die Veröffentlichung beruht auf P. Schlötters Dissertation „Empirische Studie zur Semantik in systemischen Aufstellungen“.
- ² W. Nelles, Antwort zu „Der Wissenschaftsfetisch ...“. In: *Systemische Aufstellungspraxis* 3/2006, S. 50–52.
- ³ Das meint hier: den Stellvertreter des Falleinbringers.
- ⁴ Wie der Franzose sagt. Hessisch: Häh?
- ⁵ Hellinger/ten Hövel, *Anerkennen, was ist. Gespräche über Verstrickung und Lösung.* München, 1996.
- ⁶ Auch Klaus Grochowiak betont, „dass der Ansatz einer universellen topologischen Syntax die tatsächlich beobachtbaren Phänomene auch nicht ansatzweise erklären kann“. Grochowiak, *Das Aufstellungsphänomen ... und warum der Konstruktivismus damit Probleme hat.* PdS 1/2006, S. 78–89.
- ⁷ Siehe dazu Bert Hellinger, in *Hellinger Scientia* 01/07.